

Dresdner Jüdinnen und Juden durch den Erwerb kulturellen Kapitals der Aufstieg von der Unterschicht in eine bürgerliche Existenz gelungen sei (S. 154 f.).

Der letzte Teil des Buches ist mit „Analyse des Erfolgs“ (S. 156-165) überschrieben. Die Autorin konstatiert, dass die drei Jahrzehnte der Gemeindeschule in die Phase der Nichtemanzipation der sächsischen Juden gefallen sei, weshalb sich für das Konzept moderner jüdischer Bildung keine günstigen Ausgangsbedingungen geboten hätten (S. 156). Abgesehen davon, dass für die sächsischen Juden 1849 die rechtliche Gleichstellung weitgehend abgeschlossen war und – im Unterschied zu Juden ohne sächsische Staatszugehörigkeit – auch in der Phase der Restauration erhalten blieb, so kann man ohne weiteres andersherum argumentieren: Waren es nicht gerade die Hoffnungen auf Emanzipation und Verbürgerlichung, die innerjüdische Reformbemühungen ab den 1830er-Jahren intensivierten? Und fiel dieses Engagement gerade der jüngeren Gemeindeelite um Frankel und Beer nicht auch auf staatlicher Seite – Pitsch selbst konstatiert Bündnisse mit reformorientierten Staatsbeamten als einen Faktor für den Erfolg der Schule (S. 162 f.) – auf fruchtbaren Boden?

In ihrer Zusammenfassung weist die Autorin der Schule, die ihrem Charakter nach deutsch und jüdisch zugleich gewesen sei und sich an der Tradition der Reformschulen orientiert habe (S. 166), einen signifikanten Beitrag zur Verbürgerlichung der Dresdner Juden zu (S. 170). Jedoch fällt es schwer, diesen ‚Beitrag‘ genauer zu bemessen. Welche Rolle etwa spielten die Gottesdienstreformen in der 1840 geweihten Synagoge oder im Vergleich dazu andere Schulen – etwa die jüdischen Freischulen, private Schuleinrichtungen und Bürgerschulen, auf die Dresdner Juden ihre Kinder bereits in den 1830er-Jahren in größerer Zahl schickten? Wurden die Gemeindeschule und ihr pädagogisches Konzept über Dresden hinaus rezipiert? Welche Bedeutung kam der Schulgründung schließlich im Kontext der hier nicht thematisierten innergemeindlichen Konflikte und generationellen Umbrüche zu, die die Modernisierungs- und Vereinheitlichungsbestrebungen in der stark fragmentierten Gemeinde gerade in den 1830er-Jahren begleiteten? Es sind Fragen wie diese, mit denen sich Kontext und Einordnung des Forschungsgegenstands erweitern ließen.

Trotz solcher Forschungsdesiderate bleibt es Pitschs Verdienst, sich der Geschichte der Gemeindeschule erstmals umfassend zugewendet zu haben. Sie hat eine substanzvolle Institutionengeschichte einschließlich einer Analyse des Bildungskonzepts vorgelegt, die vielerlei Ausgangspunkte für weitere Forschungen sowohl zur jüdischen Bildungsgeschichte als insbesondere auch zu einzelnen Fürsprechern, Lehrerinnen und Lehrern sowie Schülerinnen und Schülern bietet. Zudem hat sie eine Lanze dafür gebrochen, sich stärker mit der Geschichte der Juden im Sachsen des 19. Jahrhunderts auseinanderzusetzen.

Radebeul

Daniel Ristau

ANKE JASPERS/ANDREAS B. KILCHER (Hg.), Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, Wallstein Verlag, Göttingen 2020. – 390 S., 59 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8353-3667-4, Preis: 29,90 €).

Der Sammelband „Randkulturen“ ging aus einem Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt zu Thomas Manns Nachlassbibliothek an der ETH Zürich hervor, das vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Ziel war, Gebrauchs- und Lesespuren zu erfassen und über ein Klassifikationssystem untersuchbar zu machen. Die 14 Autorenbeiträge, überwiegend von Literaturwissenschaftlern, wissenschaft-

lichen Archivaren und Bibliothekaren für ein entsprechendes Zielpublikum verfasst, entstanden innerhalb dieses Forschungsvorhabens oder ähnlichen zu den Autorenbibliotheken der literarischen Moderne. Sie setzen damit eine Reihe neuerer Veröffentlichungen fort (unter anderem S. HÖPPNER/C. JESSEN/J. MÜNKNER/U. TRENKMANN (Hg.), *Autorschaft und Bibliothek*, Göttingen 2018). Innovativer Ansatz ist, der Einleitung von ANKE JASPERS und ANDREAS B. KILCHER (S. 7-34) folgend, die Verbindung mit dem Forschungsfeld Lesespuren: Lesen und Schreiben sind als ebenso rezeptiv wie produktiv zu verstehen. In drei Sektionen werden Forschungsdesiderate hinsichtlich Theorie, Praxeologie und Poetologie von Autorenbibliotheken aufgezeigt.

Die „Theorie“-Sektion besteht aus vier Beiträgen diskursiven Inhalts, beginnend mit UWE WIRTH (S. 37-63) zum „Inskriptionsbegriff“. Vorgestellt wird ein vierphasiges Modell der Lese- und Schreibproduktivität, das von „Rückkopplungsschleifen“ (S. 41) in beide Richtungen ausgeht. MAGNUS WIELAND (S. 64-89) skizziert den Wandel von der integralen Annotation des Mittelalters hin zur habituellen des 20. Jahrhunderts. Letzteres vertieft er im Vergleich von Marcel-Proust-Lesern wie Rainer Maria Rilke und Friedrich Dürrenmatt. Das Ergebnis zeigt, dass Autorenbibliotheken als Projektions- und Inskriptionsfläche ihrer Besitzer zu verstehen sind. Allerdings bleibt unklar, was sie „produktiv aus ihnen empfangen haben“ (S. 89). Demgegenüber entwickelt MANUEL BAMERT (S. 90-109) zu den in Thomas Manns Nachlassbibliothek gefundenen Gebrauchsspuren ein textzentriertes Modell, das ihnen Abhängigkeit von der Textart unterstellt. Sachtexte beispielsweise habe der Schriftsteller oft mit „stiftlichen Lesespuren“ (S. 101) versehen, Erzähltexte nicht. Mit arbeitsmethodologischen Fragen beschäftigt sich MIKE ROTTMANN (S. 110-137) am Beispiel des Digitalisierungsprojekts „Nietzsches Bibliothek“. Im Mittelpunkt steht die „Modellierung einer Beziehung zwischen Lektüre, Lesespuren und Werk“ (S. 122). Lesespuren werden als „Funktionsstellen“ (S. 128) verstanden, die Lücken hermeneutischer Art füllen. Wünschenswert wären detailliertere Informationen zu den angesprochenen Erschließungs-, Editions- und Kommentarprojekten gewesen.

Die „Praxeologie“-Sektion thematisiert in fünf Beiträgen Sammlungs- und Annotationspraktiken. ANKE JASPERS (S. 141-165) nimmt Thomas und Katia Manns Nachlassbibliothek in den Blick. Ausgangspunkt sind Überlegungen zur Zugehörigkeit von Bänden, die schon aus Gründen der Datierung nicht von den Manns besessen oder gelesen werden konnten. Herausgearbeitet wird die Nachlassbibliothek als eine sich stetig wandelnde, der „Auto- und Autorinszenierung“ (S. 165) dienliche „Konstruktion der Nachlassgemeinschaft“ (S. 146). Die umgekehrte Vorstellung von einem „*corpus mysticum* der Bücher“ (S. 190) bringt uns CAROLINE JESSEN (S. 166-192) in ihrem Beitrag zur Nachlassbibliothek von Karl Wolfskehl nah. Sie nimmt einen ideellen Zusammenhang des verstreuten Buchbesitzes an, der sich durch die Annotationen generiert sowie aktualisiert und gedeutet werden will. STEPHAN MATTHIAS (S. 193-214) wertet im Zuge des Erschließungsprojekts „Stefan Zweig digital“ Lese- und Gebrauchsspuren aus, die „aktiv-rezeptive“ (S. 199) Prozesse dokumentieren: Welche Quellen und literarischen Anregungen hat Zweig wie genutzt? Etwa Einlagen und Merkzeichen werden in Kategorien, die nach der Autorentätigkeit geordnet sind, beispielsweise Sammeln und Zitieren, inhaltlich-interpretativ und qualitativ-differenziert ausgewertet. Matthias belegt damit eine Nutzung der rund 1 300-bändigen Rest-Bibliothek als „Arbeitsinstrument“ (S. 214). ANNA BUSCH (S. 215-243) präsentiert die Ergebnisse des Prototypen-Visualisierungsprojekts zu Theodor Fontanes Handbibliothek: einen digitalen Katalog mit individuellen Suchmöglichkeiten. Für den Sammelband gewinnbringend ist der Vergleich konventioneller bibliothekarischer Vorgehensweise mit der kategorisierend-iterativen des Prototyps hinsichtlich Einbindung von Einzelexemplaren in die Sammlung und der Gesamtverteilung der Lesespuren. Auch hier muss

es, dem ist zuzustimmen, beim modernen „Konstrukt“ bleiben: „So [...] hat Fontane seine Bibliothek selbst nie gesehen.“ (S. 243). Dem Mehrwert materieller Lesespuren wendet sich BIRGIT DAHLKE (S. 244-268) in der Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolfs zu. Sie studiert Christa Wolfs Thomas-Mann-Lektüren unter anderem unter biografischen Aspekten. Den Mehrwert findet sie in den Zusammenhängen der „privaten Bibliothek einer Schreibenden und ihrer Autorschaft“ sowie den „Widersprüchen literarischer Produktion“ (S. 268).

Die „Poetologie“-Sektion umfasst fünf Beiträge, darunter zur Bedeutung von Lesespuren und Lektüren bei Thomas Mann sowie konzeptuelle Überlegungen zu Autorenbibliotheken. ANDREAS B. KILCHER (S. 271-292) befasst sich mit dem „bibliothekarischen Schreiben“ (S. 291) Thomas Manns. Grundgedanke ist ein wissenspoetologisch-transtextuelles Verfahren, das sowohl der Protagonist des „Joseph“-Romans auf die Bibliotheken Eliezers, Assurbanipals und Uruks anwendet, als auch der Autor selbst: „Bücher entstehen aus Büchern.“ (S. 281). MARTINA SCHÖNBÄCHLER (S. 293-314) diskutiert „ein hypertextuelles Netzwerk“ (S. 307) in der Nachlassbibliothek Thomas Manns. Es schlägt sich in ihr räumlich wie materiell nieder und wirkt beidseitig: von der Bibliothek ins Werk, vom Werk in die Bibliothek. Thomas Manns Beschäftigung mit deutsch-jüdischen Goethe-Kennern und seine Übernahmen aus ihren Werken, besonders in die späten Reden und Essays, untersucht YAHYA ELSAGHE (S. 315-341). Grundlage sind die Lesespuren in Heinrich Teweles „Goethe und die Juden“. Elsaghe zeichnet Manns Bemühen nach, „Goethes Ausfälligkeiten gegen Judentum, Toleranz und Emanzipation möglichst abzumildern“ (S. 340). Vermutetes Ziel ist die „Rettung des Nationalschriftstellers“ (S. 340) nach Ende der NS-Zeit. ARMIN THOMAS MÜLLER (S. 342-362) sichtet den Manuskriptbestand der rekonstruierten ideellen Bibliothek des Schülers und Studenten Friedrich Nietzsche unter anderem auf Motive und Quellen, die Eingang in seine antikisierenden Jugendgedichte fanden. Der deutsch-lateinische Entwurf „Nunc vitia quibus insana mens gaudet“ zeigt mit Anklängen an Vergils „Aeneis“ und die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts: Der Philosoph „bildet sich gleichsam lesend zum Verfasser“ (S. 342). In Erich Auerbachs „amerikanischer Bibliothek“ und seinen Werken wie „Französisches Publikum“ sucht JANE O. NEWMAN (S. 363-384) „Zeugen“ (S. 366) der Marburger-Zeit (1929–1936). Gemeint sind (existenzialistische) Philosophen und Theologen. Die Problemstellung, ob Auerbach sich im Exil nicht weiterentwickelt hat oder ob lediglich Marburger Spuren in seine Werke eingingen, bleibt unbeantwortet.

„Randkulturen“ veranschaulicht überzeugend den Zusatznutzen materieller Lese- und Gebrauchsspuren für die Erschließung von Bibliotheken der literarischen Moderne. Zur gewinnbringenden Lektüre des Sammelbands sind tiefere Kenntnisse der geistigen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts erforderlich. Beim Zielpublikum wird er sicher Anklang finden und die einleitend geäußerte Absicht erfüllen, Diskussionen und Vergleiche anzuregen. Jedoch sind Desiderate unter anderem bezüglich Definitionen oder Modellen offensichtlich. Enttäuscht wird, wer schematisch-methodologische „Muster“ erwartet. Hierfür wäre eventuell, speziell in der letzten Sektion, eine Beschränkung auf Thomas Mann sinnvoll gewesen. Die teils aufwendigen Abbildungen, darunter eine digitale „Erfassungsmatrix“ (S. 229) und eine „Ähnlichkeitsanalyse“ (S. 236), lassen die multiplen Möglichkeiten kommender Forschungsprojekte erahnen. Unter den wenigen Monita ist auf die abweichende Aufsatzreihenfolge in der Einleitung (S. 32) hinzuweisen sowie auf die in den Beiträgen uneinheitlich gehandhabte Nummerierung der Unterkapitel (vgl. Aufsätze 12-14) und wenige Druckfehler (S. 29).